

Cornelia Siebeck

Ein Dorf und seine KZ-Vergangenheit Ortsbesichtigung in Flossenbürg¹

„Ganz Flossenbürg hat *gerochen*“, erinnert sich Jakob Silbermann: „Wie die Leute hier gewohnt haben – oder die haben sich dran *gewöhnt*?!? Wie die Leute hier gewohnt haben und das gelebt haben – das kann ich mir nicht vorstellen.“ Als ‚arbeitsfähiger Jude‘ wurde der Leipziger Jugendliche im August 1944 von Auschwitz in das Konzentrationslager Flossenbürg überstellt. Damals hatte sich die Zahl der dort inhaftierten Menschen innerhalb weniger Monate nahezu verdoppelt, die Sterberate schnellte in die Höhe, das lagereigene Krematorium arbeitete auf Hochtouren. Je nach Windrichtung wehte der Rauch bis in den Ort: „So wir nach Flossenbürg gekommen sind haben wir den Rauch gefühlt.“²

Wer heute in das wenige Kilometer von der tschechischen Grenze entfernte Flossenbürg kommt, sieht schon aus der Ferne die Burgruine, die das Dorf überragt. Mit seinen beiden Kirchtürmen fügt sich der Ort hübsch in die Hügellandschaft des Oberpfälzer Waldes. Tourist_innen³ werden von einer Granitstele empfangen, aus der eine Steinmetzfigur gemeißelt ist: „Willkommen im Ort des Granits“, heißt es darunter.

Granit wird in Flossenbürg seit dem 18. Jahrhundert abgebaut, Ende des 19. Jahrhundert entstand eine Granitindustrie. Nach der Weltwirtschaftskrise, die den Standort hart getroffen hatte, stieg die Nachfrage seit 1933 rapide an. Der dunkle Naturstein galt als besonders ‚deutsches‘ Material, das nicht nur beim Autobahnbau, sondern auch in Megaprojekten wie dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg Verwendung fand.

Das Dorf und das Lager 1938 bis 1945

Die Flossenbürger Granitvorkommen waren es auch, die im März 1938 das Interesse der SS weckten. Binnen Wochen wurden Gefangene aus Dachau herbeigeschafft, um am Ortsrand ein Konzentrationslager zu errichten. Gegen Ende des Jahres waren dort bereits eineinhalbtausend Menschen inhaftiert, die im SS-eigenen Steinbruch Zwangsarbeit leisten mussten.

Durch den Zuzug von SS-Leuten und Steinarbeitern wuchs auch das Dorf. Die Einwohner_innenzahl stieg innerhalb eines Jahres um fast 100 Prozent von 1.200 auf 2.300 an. Mit dem neuen Lager setzte sich der Flossenbürger Aufschwung fort: Die lokale Infrastruktur wurde modernisiert, regional fungierte das Lager als Großabnehmer für ein breites Spektrum an Produkten und Dienstleistungen. Der KZ-Steinbruch war der größte Betrieb vor Ort, neben

Gefangenen arbeiteten dort auch Flossenbürger. Die SS wurde zum selbstverständlichen Teil des dörflichen Lebens. Auch die Häftlinge waren omnipräsent: Gefangentransporte liefen mitten durch den Ort, vor allem aber nutzte man gerne die Möglichkeit, Häftlinge privat anzumieten, etwa für Malerarbeiten oder als Erntehelfer_innen.



Luftaufnahme 23. März 1945. Rechts im Bild Konzentrationslager und SS-Siedlung; links das Steinbruchareal mit Fertigungshallen der Rüstungsindustrie. Unterhalb schließt das Dorf an. (Quelle: *National Archives, Washington D.C.*)

Im Krieg eröffnete auch die Firma Messerschmitt eine Filiale in Flossenbürg, um von der billigen Arbeitskraft zu profitieren. Die Häftlinge mussten nun primär im kriegswichtigen Flugzeugbau arbeiten. Seit 1942 bildete das Lager zudem ein Netz von Außenlagern aus, das sich über Bayern, Sachsen, das Sudetenland und das Reichsprotectorat Böhmen und Mähren im heutigen Tschechien erstreckte. Insgesamt waren bis 1945 etwa 100.000 Menschen in Flossenbürg und seinen Nebenlagern gefangen, ein Drittel von ihnen kam ums Leben.

Heute sorgt sich ein bloggender Flossenbürger um mögliche Fehlleistungen von Tourist_innen beim Lesen der Stele am Ortseingang: „Warum lesen dort viele Besucher an Stelle des tatsächlich dort stehenden ‚Ort des Granits‘ stattdessen ‚Ort des Grauens‘?“ Der Autor beantwortet seine Frage gleich selbst: „Weil man aufgrund der im Vorbeifahren schlecht lesbaren Schrift das liest, was man lesen will und nicht das, was dort steht.“⁴

Peripherisierung der Erinnerung 1945 bis 1995

Was auch immer Besucher_innen dort lesen (wer würde schon annehmen, dass ein Dorf sich offiziell als ‚Ort des Grauens‘ präsentiert?) – Flossenbürg war von 1938 bis 1945 ein Ort des Grauens. Um Externalisierungsstrategien vorzubeugen, befahl die US-Militärregierung den Flossenbürgern daher im Mai 1945, Leichen aus dem befreiten Konzentrationslager im Ortszentrum zu bestatten. Der neue Friedhof wurde 1946 zusätzlich mit einer meterhohen Granitsäule (‚In Memoriam – Consortes 1938-1945‘) gekennzeichnet – ein unübersehbares *landmark* an der Flossenbürger Hauptstraße. Bereits wenige Jahre später versuchte die Gemeinde indes, diesen Friedhof auf das ehemalige KZ-Gelände zu verlegen.

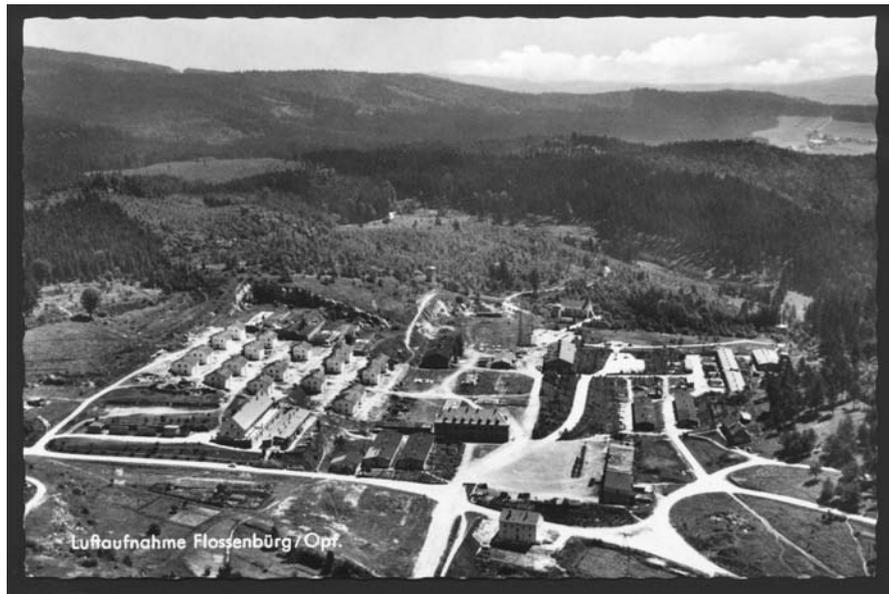
Dazu kam es zwar nicht, jedoch bemühte man sich offensichtlich um die Exterritorialisierung der Lagervergangenheit. Nicht nur in geographischer Hinsicht wurde die Erinnerung für geraume Zeit in einen maximal peripher gelegenen Abgrund entsorgt. In einer Talsenke unterhalb des ehemaligen Barackenlagers entstand 1946/47 das so genannte ‚Tal des Todes‘: Eine Art Kreuzweg führt dort steil hinab zum Krematorium, an der ehemaligen Exekutionsstätte und Aschegräbern vorbei, dann wieder bergan zu einer Kapelle. Die Initiative zu diesem Ensemble war ebenso wie die zur Markierung des Ehrenfriedhofs von Überlebenden anderer Konzentrationslager ausgegangen, die zwischenzeitlich als *Displaced Persons* auf dem Flossenbürger Lagergelände untergebracht worden waren.



Einweihung der Gedenkanlage ‚Tal des Todes‘ am 25. Mai 1947: Im Bild die Gedenkkapelle ‚Jesus im Kerker‘, ein ehemaliger Wachturm wurde dabei zu einer Art Kirchturm umfunktioniert. (Quelle: KZ-Gedenkstätte Flossenbürg)

In den 1950er Jahren wurde das ‚Tal des Todes‘ um einen Waldfriedhof erweitert, auf dem etwa 5.000 Todesmarsch-Opfer bestattet wurden, deren Gräber zuvor über die ganze Region verstreut gewesen waren. Unter Verweis auf das nunmehr in Form einer abgeschiedenen Parklandschaft gesicherte Gedenken machte die Gemeinde nun ihre lang gehegten Ansprüche auf das Lagergelände geltend. Über das Territorium am Ortsrand verfügen zu können, galt ihr dabei als „Wiedergutmachung des moralischen und materiellen Schadens, den [die Gemeinde] durch die Errichtung des Konzentrationslagers in Flossenbürg erlitten“⁵ habe.

Ein Gutteil des ehemaligen Barackenlagers wurde schließlich mit Einfamilienhäusern bebaut, die überwiegend von sudetendeutschen und schlesischen Vertriebenen bezogen wurden: „Aus Stätten des Leids – Heime des Glücks“⁶, resümierte ein zeitgenössischer Journalist ohne jede Ironie. Das übrige Lagergelände und die noch vorhandenen Massivbauten wurden gewerblich genutzt und teilweise neu bebaut. Das Kommandanturgebäude beherbergte Sozialwohnungen, das SS-Casino fungierte als Wirtshaus mit Aussichtsterrasse auf das neue Gewerbegebiet, die benachbarten SS-Führerhäuser waren bewohnt, der Steinbruch wurde bewirtschaftet.



Ehemaliges Lagergelände, 1960er Jahre. Links: Neue Wohnsiedlung mit integriertem SS-Casino, mittig das ehemalige Kommandanturgebäude und der gewerblich genutzte Teil des Lagergeländes, im Hintergrund Waldfriedhof und Gedenkkappelle, darunter das ‚Tal des Todes‘ (Quelle: KZ-Gedenkstätte Flossenbürg)

Kollisionen: Lebendiges Gedächtnis/verschwundenes Gedächtnis

Unter den Neubauten und Umnutzungen im bundesrepublikanischen Zonenrandgebiet nahe dem ‚Eisernen Vorhang‘ verschwand das Lager, das ‚Tal des Todes‘ versank im Oberpfälzer Wald. Bis weit in die 1980er Jahre verlor sich das öffentliche Gedächtnis an das Konzentrationslager Flossenbürg als einem der großen nationalsozialistischen Lagerkomplexe.

„Die Welt darf wissen, was hier passiert ist“, empörte sich daher Jakob Silbermann, als er 1995 aus Israel erstmals wieder nach Flossenbürg gereist war: „Darum wundere ich mich auch: Hier [...] wohnen private Leute direkt im gewesenen KZ-Lager.“ Hatte er sich ein halbes Jahrhundert zuvor gefragt, wie die Flossenbürger *mit* ihrem Lager leben konnten, so musste er sich nun fragen, wie sie *auf* dem einstigen Lager leben können: „Wo die Baracken standen, wo ich hier im Block Nr. 10 gelitten habe, ein Jahr, wohnt heute eine Familie. Fehlt in Deutschland Platz?“⁷

Nachdem das ehemalige Konzentrationslager seit den 1980er Jahren von verschiedenen Seiten neu thematisiert worden war und das gedächtnispolitische Klima in der Bundesrepublik sich nachhaltig gewandelt hatte, lud die bayerische Regierung 1995 erstmals zu einer Befreiungsfeier nach Flossenbürg. Ehemalige Häftlinge aus aller Welt äußerten sich damals irritiert über die allzu offensichtliche Unsichtbarkeit des Lagers. Auch in Medienberichten wurde der Flossenbürger Zustand problematisiert. Seither hat sich die Situation radikal verändert: Das Lager ist – im Wortsinn – aus der Versenkung aufgetaucht.



Orientierungsplan auf dem Gelände der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, Dezember 2010. Das Kommandanturgebäude und die nicht besiedelten Teile des ehemaligen Lagers werden nun ausschließlich als Gedenkstätte genutzt, im Hintergrund der Waldfriedhof und das ‚Tal des Todes‘. (Foto: Cornelia Siebeck)

KZ-Gedenkstätte Flossenbürg 1995 ff.

Jenseits des massiven Kommandanturgebäudes, hinter dessen Granitfassade sich nun Büros für die Mitarbeiter_innen der Gedenkstätte befinden, öffnet sich eine weitgehend leere Fläche. Die Industriebauten wurden abgerissen, die erhaltenen Gebäude der Lagerküche und -wäscherei dominieren den Raum. Dazwischen ist der Appellplatz freigelegt worden. Das Gelände ist mit Informationstafeln und historischen Fotos erschlossen, so dass beispielsweise gut erkennbar ist, dass die hangaufwärts gelegene Nachkriegssiedlung sich direkt auf dem ehemaligen Lagergelände befindet.

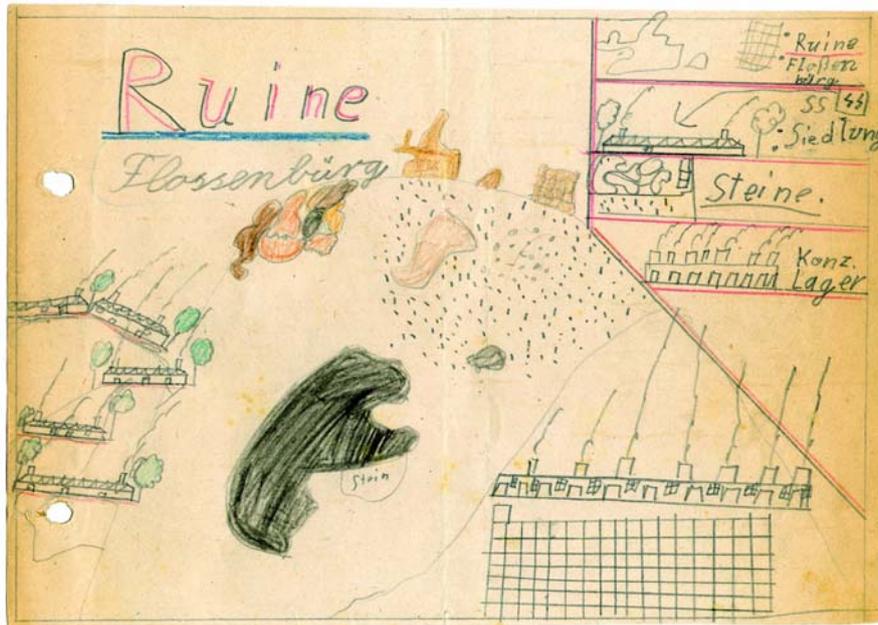
Aus dem an die Siedlung angrenzenden Wald ragt ein Wachturm, darunter erstreckt sich das ‚Tal des Todes‘, dessen Begehung einen aus Zeit und Raum zu katapultieren scheint: In der abgeschiedenen Talsenke wähnt man sich irgendwo tief in der Natur. Nicht nur die Landschaft, sondern auch die sakrale Gestaltung des Ortes hat etwas Märchenhaftes. Das 1946 verfasste *happy end* lässt sich an der Kapelle nachlesen: „In dieser Kapelle soll an Stelle von Hass und Rache – Liebe und Völkerverständigung offen bekundet werden“.

Ein gegenteiliger Raum-Zeit-Effekt stellt sich ein, sobald man die beiden von außen eher unscheinbaren Funktionsgebäude aus den 1930er Jahren betritt. Plötzlich findet man sich inmitten eines High-Tech-Ausstellungsdesigns wieder, das man in Berlin oder Hamburg erwarten würde, nicht aber in einem Dorf in der Oberpfalz. In der ehemaligen Lagerwäscherei wird seit 2007 die Ausstellung *KZ Flossenbürg 1938-1945* gezeigt, für die die Geschichte des Lagers erstmals umfassend erforscht wurde. In der Häftlingsküche ist seit 2010 die Ausstellung *was bleibt – Nachwirkungen des Konzentrationslagers Flossenbürg* zu sehen.

Die Ausstellung *KZ Flossenbürg 1938-1945*

Die Präsentation zur Lagergeschichte ist in zwei Ebenen unterteilt: Im Erdgeschoss der einstigen Lagerwäscherei wird die Entwicklung des Lagerkomplexes Flossenbürg nachvollzogen, wobei immer wieder auch das Verhältnis zum Dorf reflektiert wird. Ein zweiter Ausstellungsteil im Keller des Gebäudes ist den ehemaligen Gefangenen gewidmet.

Im Erdgeschoss können Besucher_innen anhand eines dreidimensionalen Modells zunächst die zahlreichen Transformationen des Geländes bis in die Gegenwart nachvollziehen. Projektionen historischer Ansichten aus verschiedenen Perioden führen dabei nicht nur die räumliche Ausdehnung des Lagers, sondern auch den Umgang mit den Örtlichkeiten nach 1945 vor Augen. Es folgt eine chronologisch angelegte, jedoch thematisch strukturierte Darstellung der Geschichte des KZ Flossenbürg und seiner Außenlager. Die Erzählung endet mit den katastrophalen Bedingungen im Frühjahr 1945 und den Todesmärschen, schließlich der Befreiung eines nahezu leeren Lagers durch die US-Armee.



In der Ausstellung: Zeichnung von Hans Halboth, 16. April 1944. Der 8jährige Hans war mit seiner Mutter vor den Luftangriffen aus Berlin zu Verwandten in die Oberpfalz geflohen. In einem Brief an seinen Vater zeichnete er, was ihm an Flossenbürg charakteristisch erschien. (Quelle: Privatbesitz)

Immer wieder finden sich dabei eindrückliche Objekte. So wird etwa die Integration der SS in den Flossenbürger Dorfalltag mit Fotos von gemeinsamen Festivitäten illustriert; das Interesse der Lokalbevölkerung am Lager ist in Form von Anfragen nach Arbeitskräften dokumentiert: „Unterzeichnete bittet Herrn Sturmabführer um 4 Mann Häftlinge zum Heu mähen [...] Für die bisherige liebevolle Hilfeleistung, die Sie mir schon öfters zukommen ließen, möchte ich Ihnen herzlich danken.“⁸ Im Zentrum des Raumes – und der Erzählung – steht indes die Binnenperspektive der Häftlinge. Ihr „Überleben und Sterben“ wird unter anderem mithilfe von Zeitzeug_innenberichten an Hörstationen repräsentiert.

Im Keller des Gebäudes ist zunächst einmal das erhaltene Häftlingsbad zu sehen, in dem sich Neuankömmlinge dem entwürdigenden Anknüpfungsritual unterziehen mussten. Kontrastierend werden dann einzelne Biographien rekonstruiert, deren Studium in ausliegenden Ordnern vertieft werden kann. Ein wirkungsvoller Blickfang sind großgezogene Fotos, die Menschen verschiedenen Alters mitten im Leben zeigen: Einen fröhlichen jungen Mann auf seinem Fahrrad, ein trautes Pärchen im Park, ein Freundeskreis am Tel Aviver Strand.

Alle halbe Stunde wird der Film „Wir haben überlebt... Die anderen sind geblieben“ gezeigt. Anders als in den sonst in Gedenkstätten üblichen Einführungsfilmen wird dabei keine autoritativ historisierende Erzählung über das Lager vermittelt. Stattdessen kommen Überlebende in ihrer

Gegenwart zu Wort, ältere Männer und Frauen aus verschiedenen Ländern, die sich subjektiv an ihre Zeit im Konzentrationslager Flossenbürg und ihre dort ums Leben gekommenen Kamerad_innen zurückerinnern.

Die Ausstellung *was bleibt* – *Nachwirkungen des Konzentrationslagers Flossenbürg*

Die zweite Flossenbürger Ausstellung in den Räumen der ehemaligen Häftlingsküche stellt eine Frage, die sich Besucher_innen letztlich selbst beantworten müssen: *was bleibt?* Zunächst kommt man hier in einen dunklen Raum, an dessen Wänden schlaglichtartig Statements anonymen Zeitgenoss_innen aufscheinen: „Es sollte nicht immer zu Lasten der Flossenbürger gehen“ oder: „Die Landschaft kann nichts dafür, die ist ja nicht böse.“ Jemand anderes meint: „Doch, es gehört dazu. Es ist ein Stück Geschichte unserer Heimat.“

Solcherart Diskursivität wird auch im angrenzenden Hauptraum der Ausstellung konsequent weitergeführt. Dort wird man von Stimmengewirr empfangen, als ob man sich in einer Menschenmenge befände. Die Stimmen kommen aus Hörstationen, die über vielen Vitrinen angebracht sind und den Trockenhauben beim Friseur ähneln. Die Vitrinen selbst sind in einem Raster organisiert: In vier Längsreihen geht es thematisch um *Täter – Überlebende – Erinnerung – Ort*, quer dazu liegt eine Chronologie, die in sieben Abschnitten von 1945 bis in die Gegenwart reicht.

Jede der Vitrinen widmet sich einem bestimmten Thema. Unter dem Stichwort „Entschädigungen“ wird etwa daran erinnert, dass Verfolgtengruppen wie Sinti und Roma, Homosexuelle oder ‚Asoziale‘ jahrzehntelang nicht anerkannt wurden; ein Aktenstapel versinnbildlicht den Kampf eines ehemaligen Flossenbürger Häftlings um Entschädigung. Zugleich lauscht man dem erinnerten Dilemma eines jüdischen Überlebenden: „Da war so ein Konflikt. Soll ich 3.209 Mark und 75 Pfennig für den Tod meines Vaters verlangen? Wiedergutmachung. Das hätte mir damals noch die Wunden aufgemacht. Es war viel, viel zu früh, die Wunden waren auf. Das Herz hat geblutet.“⁹

Unter der Überschrift „Gruß aus Flossenbürg“ wiederum werden Ansichtskarten aus den 1960er und 1970er Jahren präsentiert. So wird die Abwesenheit jeglichen Problembewusstseins bezüglich des – auf den Karten durchaus dargestellten – „ehemaligen KZ-Lager“ dokumentiert.



Eine von zahlreichen ausgestellten Postkarten. Rechts unten: „Ruine Flossenbürg mit Mahnmal“ auf dem von der US-Armee eingerichteten KZ-Ehrenfriedhof im Dorf. Andere Postkarten zeigen auch das ehemalige Lagergelände und/oder das ‚Tal des Todes‘.

An der Wand läuft ein analog gegliedertes Videoscreening: Bildikonen der Zeitgeschichte, gedächtnispolitische Schlüsselereignisse und schließlich Bilder und Filme, die speziell Flossenbürg thematisieren. Besucher_innen wird so ermöglicht, Themen chronologisch nachzuvollziehen oder aber Zeitabschnitte im Querschnitt zu erkunden.

Die ambitionierte Gestaltung und Medialisierung wirkt überwältigend. Man hat es gleichsam mit einem Gesamtkunstwerk zu tun, das eindrücklich vermittelt, dass man es bei der Nachgeschichte Flossenbürgs mit einem vielschichtigen und genuin dissonanten Komplex zu tun hat: mit einem Kontext, der weit über den Ort hinausreicht, mit verschiedensten Perspektiven, mit mehr oder weniger kontingenten historischen Entwicklungen, mit einem Zeitraum von mittlerweile 65 Jahren. Es ist nicht leicht, sich inmitten des medialen Durcheinanders auf einzelne Themen, Objekte und die dazugehörigen Audiostationen einzulassen. Wer das schafft, dem eröffnet sich allerdings ein umfassendes Panorama deutscher ‚Vergangenheitsbewältigung‘ mit all ihren Ambivalenzen; zudem wird die wechselvolle Geschichte der Gedenkstätte Flossenbürg gut nachvollziehbar.

Beim Verlassen der Ausstellung können Besucher_innen auf bereitliegenden Kärtchen eine Antwort auf die Frage *was bleibt?* geben. So ist man auch hier wieder mit subjektiven Meinungen konfrontiert: „Gegen Nationalsozialismus und Kommunismus! Radikalisierungen sind Bullshit!“, schreibt jemand; auf anderen Karten ist von „Schuld- und Schamgefühlen“, „Betroffenheit. Nachdenken“, „Angst“ und „Entsetzen“ zu lesen. In einem scheinen sich die Verfasser_innen einig: Die „Erinnerung“ werde bleiben.

Flossenbürger ‚Zeitschaften‘

Dass dieses ‚Bleiben‘ der Erinnerung indes keineswegs selbstverständlich ist, dass das öffentliche Gedächtnis an die NS-Vergangenheit selbst historisch und seine Zukunft in diesem Sinne völlig offen ist, zeigt nicht zuletzt das Beispiel Flossenbürg.

Noch in der Gegenwart gibt es nicht wenige Flossenbürger, die der Gedenkstätte ablehnend gegenüberstehen; andere freuen sich vor allem über das „Leben“, die Arbeitsplätze und die Städtebauförderung, die die Gedenkstätte in den Ort bringt. Einige jedoch geben mittlerweile auch Führungen in der Gedenkstätte. Und der ist zu danken, dass in Flossenbürg exemplarisch sichtbar geworden ist, was Ruth Klüger mit Blick auf die Orte der Lager wie folgt umschrieb: „...das Wort Zeitschaft sollte es geben, um zu vermitteln, was ein Ort in der Zeit ist, zu einer gewissen Zeit, weder vorher noch nachher.“¹⁰

Jakob Silbermann hat das leider nicht mehr erlebt, er starb 2003 in Israel. Zumindest seine Stimme aber ist in Flossenbürg heute laut und deutlich zu hören.

Literatur/Information

Homepage der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg: <http://www.gedenkstaette-flossenbuerg.de>

Thomas Muggenthaler: Nahaufnahme. Vom Stigma zum Standortfaktor. Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Radiofeature Bayern 2, gesendet am 6.10.2010

Download der Audiodatei: <http://www.br-online.de/bayern2/nahaufnahme/reportagen-gesellschaft-flossenbuerg-ID1285755336444.xml>

Manuskript: <http://www.br-online.de/content/cms/Universalseite/2008/12/04/cumulus/BR-online-Publikation-ab-01-2010--236147-20101015125349.pdf> [31.1.2011]

Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.): Flossenbürg. Das Konzentrationslager Flossenbürg und seine Außenlager, München 2007

Jörg Skriebeleit: Erinnerungsort Flossenbürg. Akteure, Zäsuren, Geschichtsbilder, Göttingen 2009

KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (Hg.): Konzentrationslager Flossenbürg 1938-1945. Katalog zur ständigen Ausstellung, Flossenbürg 2008

KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (Hg.): was bleibt – Nachwirkungen des Konzentrationslagers Flossenbürg. Katalog zur ständigen Ausstellung, Flossenbürg 2011 (im Erscheinen)

Angaben zur Autorin

Historikerin und Publizistin, promoviert zu ›Buchenwald‹ als Gedächtnisort seit 1945. Lehraufträge zu Gedächtnis- und Ideologietheorie sowie zur sozialen Konstruktion von Orten und Räumen. Publikationen zur Theorie des öffentlichen Gedächtnisses und Gedächtnispolitik in der DDR, der Bundesrepublik Deutschland und Israel/Palästina.

Zitiervorschlag

Cornelia Siebeck: Ein Dorf und seine KZ-Vergangenheit. Ortsbesichtigung in Flossenbürg, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 5. Jg., 2011, Nr. 8, S. 1-11, online unter http://medaon.de/pdf/M_Siebeck-8-2011.pdf [dd.mm.yyyy]

¹ Der folgende Artikel wäre in dieser Form nicht ohne die Unterstützung durch Mitarbeiter_innen der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg zustande gekommen. Jörg Skriebeleit hat sich an einem offensichtlich stressigen Arbeitstag immer wieder Zeit für Nachfragen und Diskussion genommen, für die unkomplizierte und prompte Bereitstellung des im Artikel verwendeten Bildmaterials danke ich Kathrin Helldorfer.

² Zit. nach einer Hörstation in der Ausstellung *KZ Flossenbürg 1938-1945*, KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

³ Die gendersensible Schreibweise mit Unterstrich – ‚gender gap‘ – verweist auf die strukturierende Macht der Sprache nicht nur in Bezug auf die Fixierung hegemonialer Vorstellungen von Geschlechtlichkeit mitsamt ihrer diskursiven Konnotationen. Das ‚gap‘ soll hingegen Platz für alternative (Selbst-)Definitionen schaffen.

⁴ flossenblog [Lothar Koppers]: Integration von Gedenkstätte und Flossenbürg, 28.2.2008, online unter <http://flossenblog.wordpress.com/2008/02/28/integration-der-gedenkstaette-in-den-ort/> [1.3.2011].

⁵ Denkschrift der Gemeinde Flossenbürg, Juli 1953, zit. nach Skriebeleit, Jörg: Erinnerungsort Flossenbürg. Akteure, Zäsuren, Geschichtsbilder, Göttingen 2009, S. 217.

⁶ Oberpfälzer Nachrichten, 8.8.1961, zit. nach Skriebeleit, Erinnerungsort, 2009, S. 248.

⁷ Zit. nach Muggenthaler, Thomas: Vom Stigma zum Standortfaktor. Manuskript „Nahaufnahme“, Bayerischer Rundfunk, Radio Bayern 2, 6.10.2010, S. 2, online unter <http://www.br-online.de/content/cms/Universalseite/2008/12/04/cumulus/BR-online-Publikation-ab-01-2010--236147-20101015125349.pdf> [1.3.2011].

⁸ Exponat: Antrag von Mathilde Völkl auf Zuweisung von Häftlingen, Juli 1941 (*Bundesarchiv Berlin*).

⁹ Hier zit. nach Muggenthaler, Stigma, 2010, S. 10.

¹⁰ Klüger, Ruth: weiter leben. Eine Jugend, Göttingen, 2. Aufl. 1992, S. 78.